

Tilman Haberer

Kirche am Ende

16 Anfänge
für das Christsein
von morgen





Tilman Haberer

Kirche am Ende

16 Anfänge
für das Christsein
von morgen



Inhalt

Einführung	10
Worum es in diesem Buch nicht geht	10
Worum es stattdessen geht:	
Die Chance des Weizenkorns	11
FreshX, Erprobungsräume, MUT	12
Vor den Mauern	12
Kirche von morgen?	14
Zu diesem Buch und seinen 16 Kapiteln	14
1. Das Christentum von morgen zieht keine Steuer ein	16
Segen und Fluch	17
Projekte, Projekte	21
Die Freiburger Studie	22
Lästiges Abonnement	23
Niedergang und Chance	25
Karsamstag der Kirche	26
Alternativen	27
Ein Traum von Auferstehung	29
2. Das Christentum von morgen hat kein verbeamtetes Personal	33
Die Pfarrperson als Flaschenhals	34
Die Fülle der Gaben	37
Die künftige Rolle von Theologinnen und Theologen	40
Leitung – Leadership – Teamkultur	42

3. Das Christentum von morgen ist nicht »Volkskirche«, sondern das Familientreffen der Kinder Gottes	46
Die Parochie	48
Grenzen des Parochialprinzips	51
Koinonia	54
Essen und Trinken, Leib und Seele	58
4. Das Christentum von morgen setzt nicht auf Versorgung, sondern auf Beteiligung	62
Konsum statt Beteiligung	65
Das allgemeine Priestertum aller Gläubigen	67
Charismatische Gemeinde?	71
Beteiligung statt Versorgung	72
5. Das Christentum von morgen lebt in einer bunten Vielfalt an Formen, die sich auch immer wieder ändern können	76
De Nieuwe Poort, Amsterdam	79
FreiRaum Prenzlauer Berg	80
Polylux – Mach was Schönes	81
Cornerstone Church Cranbrook	82
Hossa-Talk und Konsorten	83
Fröhliches Chaos oder Businessplan	85
Ein Leib, viele Zellen	86

6. Das Christentum von morgen besitzt keine Immobilien	88
Vom Sinn der Gebäude – ein historischer Rückblick	89
Gott und der Kaiser	91
Priester und Prophet	94
Ein Haus Gottes?	96
Ein wanderndes Gottesvolk braucht keine Immobilien	99
Beispiele	102
Cyberspace	105
Kleingruppen	107
Die Alternative zum Eigentum: Mieten	107
Christen werden weniger sichtbar	109
7. Das Christentum von morgen kennt Verbindlichkeit (nur) auf Zeit	111
»Start again«	117
Konzentrische Kreise	120
8. Das Christentum von morgen ist theologisch klar, offen und weit	124
Die Attraktivität des Eindeutigen	127
Starke und schwache Bindungskräfte	130
Mystik des Alltags	132
Dekonstruktion	134
Klar, offen und weit	137

9. Dem Christentum von morgen ist nichts heilig – dem Christentum von morgen ist alles heilig	141
»Heilige« Gefühle	145
Und was ist mit den Sakramenten?	149
Desakralisierung	152
Hoffnungszeichen	155
Jenseits des Heiligen	157
Beziehungsgeschehen	160
Und die Taufe?	162
Rituale	165
10. Die Christen von morgen leben mit den Armen ihrer Gesellschaft	167
Die Kirche und die Suppe	172
Vom Helfen und vom Teilen	175
»Verkaufe, was du hast, und gib's den Armen!«	179
Hingehen	180
11. Das Christentum von morgen ist m/w/d, es ist schwarz, weiß und bunt	186
Biblische Botschaft und die Macht des Patriarchats	190
Sprengstoff LGBTQI*	192
Woher dieser Eifer?	195
Schwarz und weiß	201
... und bunt	207

12. Das Christentum von morgen ist demütig – Es tut Buße	208
Macht und Machtmissbrauch	211
Macht und Sex	213
Schuldbekennnisse	216
Das Versagen der Behördenkirche	218
Demut und Buße	221
13. Das Christentum von morgen hat keine missionarische Agenda – Aber es lebt einen glaubwürdigen Lebensstil	224
Mission	225
Missio Dei	228
Lebensstil	232
Gastfreundschaft	233
Hilfsbereitschaft	233
Wertschätzung	234
Zuhören	234
Liebevolle Gemeinschaft	234
Ökologische Verantwortung	235
Fehlerfreundlichkeit	235
Neue monastische Ansätze	236
Vorreiter eines nachhaltigen Lebensstils?	239
Komm und sieh!	241

14. Das Christentum von morgen übt sich in der Arkandisziplin: Es betet und tut das Gerechte	244
Arkandisziplin	247
Im Zentrum: der Dienst an den Menschen	248
Wieder Sprache finden	252
Befreiung	253
Vergebung	253
»Fürchte dich nicht!«	254
15. Das Christentum von morgen schert sich nicht um Konfessionsgrenzen	256
Identität	260
Konkret in der Praxis	262
Unter einem Dach	264
16. Das Christentum von übermorgen wird möglicherweise wieder ganz anders aussehen als das Christentum von morgen	266
Zersplitterung	269
Nachwort	274
Eine letzte offene Frage	276
Danksagung	277
Anmerkungen	279

Einführung

Kirche am Ende – ein harter Satz. Aber eine notwendige Einsicht. Mittlerweile wird diese von immer mehr Menschen geteilt, auch von Menschen in leitender Funktion in der Kirche. Einer sagt: »Ich gebe der katholischen Kirche in ihrer jetzigen Form noch fünf Jahre, ... maximal zehn Jahre, dann kollabiert dieses System.«¹ Ein anderer konstatiert: »Wir hatten ja lange die Rolle der alten Erbtante inne, die zwar keiner mehr so recht ernst nimmt, die aber bei bestimmten familiären Anlässen immer noch dabei sein darf und dann halb höflich, halb widerwillig respektiert wird. Selbst das ist mittlerweile vorbei.«² Nicht nur die immer mehr zunehmende Zahl der Kircheng Austritte spricht eine deutliche Sprache, es gibt auch kaum noch theologischen Nachwuchs. Selbst wenn es viele noch nicht glauben können oder es nicht hören wollen: Die Kirche ist am Ende.

Worum es in diesem Buch nicht geht

Ich möchte mich hier nicht mit Kirchenkritik aufhalten, und ich habe nicht vor, die Gründe für den Untergang des Systems Volkskirche darzulegen. Das haben andere zur Genüge getan. Wenn Sie sich dafür interessieren, *weshalb* die Kirche am Ende ist, lesen Sie

etwa die scharfsinnigen Analysen von Markus Beile³ oder Heinzpeter Hempelmann⁴. Ich gehe davon aus: Die Diagnose ist gestellt.

Ich lege auch kein Programm zur Rettung der Kirche vor. Kein: »Die Kirche müsste ...«, »die Kirche sollte ...« Keine Reanimationsversuche. »Lass die Toten ihre Toten begraben; du aber geh hin und verkündige das Reich Gottes!« (Lukas 9,60)

Worum es stattdessen geht: Die Chance des Weizenkorns

Zugegeben: Es ist ein schmerzhafter Verlust, wenn die Kirche aus dem Dorf und aus den Städten verschwindet. Eine anderthalbtausend Jahre währende Kultur kommt damit an ein Ende. Das ist zum Weinen, einerseits. Doch andererseits liegt in diesem Sterben die Chance des Weizenkorns. »Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein. Wenn es aber stirbt, bringt es viel Frucht«, sagt der Herr der Kirche (Johannes 12,24). Das sterbende Korn gibt dem Keimling, der das Neue bringt, Kraft und Nahrung.⁵ Und wie bei manchem umgestürzten Baum, so scheint es mir auch bei der Kirche zu sein: Sobald die alte Krone gefallen ist und das Licht wieder den Boden erreicht, können junge Sprösslinge wachsen, gedeihen und Früchte bringen. Auf diese neuen Ideen, Initiativen und Projekte richte ich mein Augenmerk. Denn mag die Kirche, wie wir sie kennen, auch untergehen, die Botschaft des Evangeliums bleibt. Um diese Botschaft geht es, um das Reich Gottes, und nicht um eine bestimmte, tradierte Gestalt und Sozialform.

FreshX, Erprobungsräume, MUT

Ich habe viel von Initiativen wie Fresh Expressions of Church (FreshX)⁶, von den Erprobungsräumen⁷ und MUT-Projekten⁸ gelernt. Diese Initiativen und die Prinzipien, nach denen sie aufgestellt werden, finde ich sehr hilfreich und wegweisend. Ihre Arbeit beruht auf sehr sympathischen Grundsätzen, allen voran auf Kontextualität: Sie denken und handeln von den Menschen, nicht von der Kirche her, auch wenn all diese Initiativen von der Kirche ausgehen und zum guten Teil auch von ihr finanziert werden. Aber so ist es mit den jungen Schösslingen: Sie gewinnen ihre Lebenskraft aus der Stärke des alten Baumes, mag dieser auch an das Ende seiner Zeit gekommen sein.

So gibt es viele Initiativen, die gewissermaßen auf der Grenze existieren. Die Erprobungsräume in der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland haben das sogar in ihre DNA eingeschrieben. Sie sollen »die volkshkirchliche Logik an mindestens einer der folgenden Stellen [überschreiten]: Parochie, Hauptamt, Kirchengebäude«, und sie »erschließen alternative Finanzquellen«⁹. Die Konsequenz ist: »Die Erprobungsräume erhalten nur eine Teilförderung.«¹⁰

Vor den Mauern

Das ist schon ein wichtiger Schritt auf dem Weg, den ich in diesem Buch beschreibe: der Weg einer Christenheit, die den schützenden, aber auch einengenden Mantel verfasster Kirchlichkeit und damit die Finanzierung aus Kirchensteuermitteln ablegt und das Christentum weiterträgt, ohne gleich eine bestimmte Form von Kirche mitzumeinen.

Ich berichte von Gemeinschaften und Projekten, die aus der Initiative Einzelner oder kleiner Gruppen entstehen, oft an unauffälligen Orten, getragen von Menschen, die auf die eine oder andere Weise von der heiligen Geistkraft bewegt sind. Und ich versuche zu begreifen, welche Lebensprinzipien solchen Aufbrüchen zugrunde liegen. Denn diese Christinnen und Christen kehren zurück zu den Anfängen, sie sind Teil einer Bewegung ohne den Schutz und ohne die Fesseln, die die große Institution bereithält.

Die FreshX-Bewegung verwendet ein schönes Bild, um das Verhältnis der innovativen Gemeinschaften und Projekte zur verfassten Kirche zu beschreiben. Die Kirchen, sagen sie, sind wie große Seen, die jede Menge Wasser speichern und so den Landschaften, in denen sie liegen, Fruchtbarkeit und Leben spenden. Doch ein stehendes Wasser kann auch versumpfen und faul werden, wenn es nicht durch Zu- und Abflüsse lebendig gehalten wird. Bäche und Flüsse spenden den Seen frisches Wasser und werden ihrerseits von den Seen gespeist. So werden die Ortsgemeinden, die »stehenden Gewässer«, von den FreshX, den frischen Ausdrucksformen von Kirche mit lebenswichtigem Sauerstoff versorgt und geben diesen wiederum ihr Wasser, ihre Ressourcen mit auf den weiteren Weg. So gelangt das »Wasser« auch in Gegenden, die von den Seen nicht versorgt und belebt werden können. Kontinuität und Beweglichkeit werden ins Gleichgewicht gebracht.¹¹

Ein schönes Bild. Ich möchte es ergänzen: Ich sehe Quellen, die abseits der vertrauten Seen- und Flusslandschaften sprudeln. Aus ihnen fließen Bäche, die sich ihr eigenes Bett graben, gespeist aus dem großen, unerschöpflichen Reservoir, aus dem sämtliche Gewässer, stehend oder fließend, ihre Lebendigkeit beziehen.

Das Christentum von morgen, wie es mir hier vorschwebt, entsteht aus all diesen Initiativen. In unterschiedlicher Nähe zur Kirche, wie wir sie kennen, leben sie an jeweils ihrem Ort, inspi-

riert allein vom Evangelium und von dem Wunsch der Beteiligten, gemeinsam »was Schönes« zu machen (um das Motto von Polylux, einer der unabhängigen Gründungen, zu zitieren).

Kirche von morgen?

Die Initiativen, Gemeinschaften und Aktivitäten, die ich in diesem Buch vorstelle (und viele, die ich nicht kennengelernt habe, die aber auf ähnlichen Bahnen unterwegs sind), sind natürlich Kirche Jesu Christi, denn es geht ihnen darum, das Evangelium zu leben und das Reich Gottes mit Wort und Tat – meistens mehr mit Taten als mit Worten – zu verkünden. Aus Gründen der sprachlichen und sachlichen Klarheit bezeichne ich die Gruppen, die unabhängig von der Institution Kirche leben, nicht als Kirche, sondern als Christentum, Christenheit oder einfach Christinnen und Christen von morgen.

Damit will ich nicht das eine gegen das andere ausspielen. Aber ich möchte in diesem Buch zeigen, dass das Christentum eine Zukunft hat, auch wenn wir aufhören, die Kirche, wie man sie kennt, retten zu wollen.

Zu diesem Buch und seinen 16 Kapiteln

Immer wieder wurde mir beim Schreiben bewusst, wie sehr die Themen der einzelnen Kapitel miteinander zusammenhängen. Sie alle sind Elemente eines Gesamtraums. Die 16 Anfänge, die ich hier vorstelle, sind allesamt Aspekte eines einzigen Anfangs. Der Über-

sichtigkeit halber und um eine gewisse Systematik herzustellen, habe ich diese einzelnen Aspekte aber jeweils einzeln ins Zentrum gestellt. Das hat zur Folge, dass ich an vielen Stellen auf andere Kapitel vor- oder rückverweise. Auch eine gewisse Redundanz in der Darstellung ist auf diesem Hintergrund unvermeidlich: Gedanken, die in einem Kapitel ausführlicher behandelt werden, werden in einem früheren Kapitel schon angerissen oder später noch einmal aufgegriffen. Ich hoffe aber, dass dies die Lesbarkeit des Buches nicht mindert, sondern im Gegenteil eher erhöht.

München, im Sommer 2023

Tilmann Haberer

1.

Das Christentum von morgen zieht keine Steuer ein

Die Kirchensteuer ist ein Unikum. Dass der Staat für die großen Kirchen die Mitgliedsbeiträge einzieht, gibt es, weltweit gesehen, fast nur in Deutschland. Einigermaßen vergleichbare Arrangements gibt es noch in einigen anderen europäischen Ländern wie Österreich oder Schweden – in Gegenden also, in denen das Christentum eine jahrhundertealte Tradition hat. In diesen Ländern galt lange Zeit das Staatskirchenrecht, das in seinem Kern schon beim römischen Kaiser Theodosius im 4. Jahrhundert n. Chr. angelegt ist. Der Landesherr – Fürst oder König – war gleichzeitig Oberhaupt der Kirche und finanzierte diese aus dem Staatshaushalt, entweder direkt durch Bezahlung oder indem er der Kirche ein Stück Land zur Verfügung stellte, die sogenannte Pfründe. Der Ertrag dieser Pfründe finanzierte den Lebensunterhalt des Pfarrers und die Sachkosten des kirchlichen Lebens. Dafür hatte die Kirche staatstragende Funktion zu erfüllen sowie für Sitte, Anstand und eine ordentliche patriotische Gesinnung in der Bevölkerung zu sorgen. Mit dem Ende dieses Systems in der Weimarer Republik wurde die direkte staatliche Finanzierung der Kirchen abgeschafft und durch die Kirchensteuer ersetzt. Durch diese Steuer nahmen die Kirchen in Deutschland im Jahr 2021 insgesamt mehr als zwölf Milliarden

Euro ein: Die katholische Kirche kam auf rund 6,7 Milliarden, die evangelische auf knapp 6 Milliarden.¹

Nur wer einkommensteuerpflichtig ist, wird von der Kirche direkt veranlagt, dazu unterhalten die großen Kirchen eigene Kirchensteuerämter. Bei den meisten Mitgliedern wird die Kirchensteuer jedoch mit der Lohnsteuer vom Finanzamt eingezogen, wie man auf der Lohnsteuerkarte sehen kann. Diese staatliche Dienstleistung ist allerdings nicht umsonst, zwischen zwei und vier Prozent des Kirchensteueraufkommens behalten die Finanzämter als Vergütung für ihren Aufwand ein.²

Einige wenige Länder, etwa Griechenland, kennen noch das Staatskirchentum, die überwiegende Mehrheit der Kirchen weltweit finanziert sich aber durch Beiträge und Spenden ihrer Mitglieder. Dasselbe gilt für Freikirchen in Deutschland, die nicht den Status einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft haben und stattdessen ihre Mitglieder um den »Zehnten« bitten (oder ihn einfordern), offiziell also ein Zehntel des Nettoeinkommens.

Segen und Fluch

Die Kirchensteuer gewährt eine große Freiheit. Pfarrpersonen müssen nicht auf die Zahlen schauen. Während Gemeindeleitungen in anderen Ländern einen Teil ihrer Arbeitskraft, Phantasie und Initiative dafür einsetzen müssen, die notwendigen Mittel zu akquirieren, können sich die Kirchen in Deutschland auf ein berechenbares, planbares Budget verlassen. Und damit tun sie, unbestritten, auch viel Gutes. »Keines der anderen in Europa eingeführten Systeme der Kirchenfinanzierung ist in der Lage, den Dienst der Kirchen auf dem in Deutschland gewohnten und weiterhin sinnvollen Niveau

zu garantieren«, schreibt die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) stolz.³

Pfarrerinnen und Pfarrer ziehen einen weiteren Vorteil unmittelbar aus diesem System: Sie werden nicht erfolgsabhängig besoldet. Sie brauchen sich also nicht am Applaus der Mitglieder zu orientieren und kommen nicht in die Verlegenheit, den großzügigsten Spendern nach dem Mund reden zu müssen. Sie könnten beispielsweise prophetisch reden, das heißt theologische oder gesellschaftspolitische Kritik an ihrer Gemeinde oder an der Gesellschaft anbringen, ohne von der Gemeinde dafür finanziell sanktioniert zu werden.

Aber die leistungsunabhängige Besoldung und die pauschale Finanzierung des Gemeindelebens durch »Schlüsselzuweisungen« aus Kirchensteuermitteln hat auch eine Kehrseite. Denn egal, ob die Gemeindefeierplatz vor attraktiven Veranstaltungen, ob Kirche und Gemeindehaus die Interessierten und Engagierten nicht mehr fassen können – oder ob im Gottesdienst drei Personen sitzen und das Gemeindeleben mehr tot als lebendig vor sich hindümpelt: Das Geld fließt, gespeist von der Kirchensteuer. Es gibt also keinerlei Druck, irgendetwas zu verändern. Im Gegenteil, in vielen Gemeinden scheint eher Angst vor jeglichem Wandel zu herrschen. Wenn wir etwas an den Gottesdienstzeiten, der Liturgie, der vertrauten Sprache ändern, wenn wir die Orgel schweigen und den Seniorenkreis sterben lassen, dann bleiben auch noch die Wenigen weg, die uns bisher die Treue gehalten haben. Also werden die Ressourcen in die Pflege dieser letzten Getreuen gesteckt, in diesen »heiligen Rest«, wie der Politikberater und Autor Erik Flügge sie nennt.⁴ Wohl wird ein bisschen mit neuen Formen experimentiert, nur sind die auch schon lange nicht mehr neu. Jugend- und Familiengottesdienste entstanden in den 1960er-, das Feierabendmahl in den 70er-Jahren. Das »Neue geistliche Liedgut« stammt überwiegend aus den 1970er-

und 1980er-Jahren. Und zeitgemäße Worship-Musik habe ich in einer volksskirchlichen Gemeinde noch so gut wie nie gehört. Aber wenn wir Rap und R'n'B oder aber Musik im Stil von Helene Fischer oder Andreas Gabalier – also das, was junge und nicht mehr ganz junge Menschen heute hören – in die Kirche ließen, würden wir den »heiligen Rest« damit nur verschrecken. Es bleibt bei einzelnen Experimenten und Projekten. Im Großen und Ganzen ändert sich nichts an den kirchlichen Formen und an der Sprache, an der die Kirche »verreckt«, um noch einmal Erik Flügge zu zitieren.⁵

Das Problem dabei: Die Kirchen bedienen mit ihrem Programm noch maximal zwei bis drei der zehn gesellschaftlichen Milieus und davon hauptsächlich das traditionelle. Gerade dieses traditionelle Milieu jedoch schrumpft dramatisch. »Vor etwa zehn Jahren war es noch das stärkste Milieu in unserer Gesellschaft mit über 20 Prozent, und die Voraussagen kündigen an, dass wir in etwa fünf Jahren bei vier oder fünf Prozent der Bevölkerung liegen«, so der Theologe und Religionssoziologe Heinzpeter Hempelmann im Jahr 2021⁶. Wer weiter ungebrochen und nahezu ausschließlich auf dieses Milieu setzt, »der verurteilt Kirche wirklich zum Untergang«.

Es ist nicht nur ein gängiges Vorurteil, sondern traurige Realität: In vielen Kirchengemeinden nehmen nur noch Angehörige der Generation 60 plus am »Gemeindeleben« teil; Ausnahmen bestätigen die Regel. Die meisten Gemeinden sind aber mit dem Problem konfrontiert, dass für die sterbenden Alten keine »jungen Alten« mehr nachkommen. Wenn die Generation, die jetzt noch in den Gottesdienst geht, ausgestorben ist, ist das kirchliche Leben perdu.

Aber das macht nichts, meint man, die Kirchensteuer fließt ja immer noch. Die 95 Prozent der Kirchenmitglieder, die das kirchliche Angebot nicht wahrnehmen (abgesehen vielleicht von Hoch-

zeit, Taufe, Beerdigung und dem Gottesdienst an Heiligabend)⁷, zahlen immer noch für die fünf Prozent, für die das Programm gemacht wird. So ist es für nicht wenige Hauptamtliche einfach bequemer, im alten Trott zu bleiben. Dabei ist mir wichtig, zwischen Bequemlichkeit und Faulheit zu unterscheiden. Ich kenne keine Pfarrerin und keinen Pfarrer, die faul wären. Viele arbeiten sich regelrecht auf – aber eben im alten Trott. Auch die Versorgung von dreißig Getreuen kann einen Pfarrer, eine Pfarrerin rund um die Uhr in Anspruch nehmen. Und es kostet viel mehr Mühe, sich von bestehenden Ansprüchen abzugrenzen, um Kopf und Terminkalender freizubekommen für neue, innovative Ansätze, als sich im Altbekanntem totzuarbeiten.

Es lässt sich scheinbar auch trefflich rechtfertigen, wenn nur wenige erreicht werden. »Uns ist nicht die große Zahl verheißen«, heißt es dann gerne. Ich kann diesen Satz nicht mehr hören. Ja, in einer Verfolgungssituation, bei Untergrundkirchen in autoritären, religionsfeindlichen Systemen, da mag eine solche Aussage gerechtfertigt sein. In unserer freiheitlichen Gesellschaft aber, in der Religionsausübung vielleicht belächelt, aber ganz gewiss nicht verfolgt wird, zählt diese Ausrede nicht. Pfarrpersonen bekommen ein stattliches Gehalt von Menschen, die sie mit ihrem Angebot größtenteils gar nicht erreichen. Da klingt ein solcher Satz, mit Verlaub, viel eher nach Arbeitsverweigerung als nach prophetischer Ansage. Da sollten wir doch eher auf Jesus hören, der sich im Gleichnis vom großen Abendmahl wünscht, »dass mein Haus voll werde« (Lukas 14,23).

Projekte, Projekte

Allmählich aber scheint es sich herumzusprechen, dass neue Zielgruppen angesprochen werden müssen, damit die Kirche eben nicht ausstirbt. Gänzlich neue Ansätze müssen her. So entstehen innovative Projekte, die seit einiger Zeit an vielen Stellen aus dem Boden sprießen und die darauf abzielen, neue und alternative Formen von Kirche zu entwickeln. Etliches darunter ist durchaus originell und zukunftsweisend. Das FreshX-Netzwerk etwa, ein übergemeindlicher Zusammenschluss von entsprechenden Initiativen und neuen Gemeindeformen, bietet eine Fundgrube von nachhaltigen und weiterführenden Anfängen.⁸

Das Problem dabei: Diese Projekte funktionieren in der Regel nur, wenn sich Hauptamtliche dafür einsetzen. Häufig heißt das: Es werden eigene Projektstellen geschaffen. Das wirft aber wieder neue Probleme auf. Denn entweder ist das Projekt befristet, die Stelle läuft nach drei oder fünf Jahren aus und das Ganze sackt in sich zusammen. Oder es läuft so gut, dass es verstetigt wird. Das heißt, es wird in die Regelförderung überführt, die Stelle wird im Landesstellenplan abgesichert und das Ganze bekommt so eine langfristige Perspektive. Damit konkurriert aber dieses Projekt mit den bestehenden Strukturen, namentlich den Kirchengemeinden. Eine neue Stelle bedeutet in Zeiten schwindender Ressourcen ja zwingend, dass anderswo eine Stelle eingespart werden muss. Und die Ressourcen schwinden, wie ich gleich zeigen werde.

Wenn Projekte aus Bereichen wie FreshX, MUT (Bayern) oder Erprobungsräume (Mitteldeutschland, Rheinland) nachhaltig die Zukunft des Christentums sichern sollen, müssen sie von vornherein so angelegt werden, dass sie sich mittelfristig, also etwa innerhalb von fünf Jahren selbst finanziell tragen können.⁹ Ein realistischer Fundraising-Plan ist da mindestens ebenso wichtig wie

ein inhaltlicher Projektplan. Und wir dürfen uns nichts vormachen: Einfach wird das nicht.

Die Freiburger Studie

Es wird sogar eher noch schwieriger. Das Forschungszentrum Generationenverträge an der Uni Freiburg hat im Auftrag der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz im Jahr 2019 eine Prognose angefertigt zur Entwicklung der Mitgliederzahlen und des Kirchensteueraufkommens für die nächsten vierzig Jahre. Diese sogenannte Freiburger Studie liefert niederschmetternde Ergebnisse. Bis 2060, so haben die Forschenden berechnet, wird sich die Zahl der Kirchenmitglieder in Deutschland um die Hälfte verringern. Und Anfang 2023 stellt der Bertelsmann-Religionsmonitor fest, dass die Mitgliederzahlen eher noch rascher abnehmen, als die Studie von 2019 prognostiziert. Das liegt nicht nur daran, dass die Mehrzahl der Kirchenmitglieder den älteren Generationen angehört, die bis dahin voraussichtlich gestorben sein werden. Es wird auch die Zahl der Austritte weiterhin die der Neuaufnahmen übersteigen, und nicht alle Eltern, die (noch) der Kirche angehören, lassen ihre Kinder taufen.

Das führt natürlich auch dazu, dass die Einnahmen aus der Kirchensteuer rapide zurückgehen. Den Kirchen wird im Jahr 2060 nur noch die Hälfte der benötigten Finanzen zur Verfügung stehen, wobei die anzunehmende Veränderung der Kaufkraft schon einberechnet ist.

Diese Entwicklung hat auch etwas mit der Lebenseinstellung, mit dem Mindset der postmodernen Gesellschaft zu tun. Betrachten wir das Phänomen Kirchensteuer einmal aus dieser Perspektive.

Lästiges Abonnement

Die Kirchensteuer ist ein Unikum. Und für viele ist sie ein Ärgernis. Unter den Gründen, die für einen Kirchenaustritt genannt werden, nimmt die Kirchensteuer einen prominenten Platz ein. Auch bei Menschen, die sich der Kirche verbunden fühlen, findet sie zunehmend weniger Akzeptanz. Lange Zeit wurde die Kirche als etwas betrachtet wie die Krankenkasse oder die Feuerwehr: Es ist gut, dass es sie gibt – aber hoffentlich brauche ich sie nie! Deswegen finanziert man sie, auch wenn man ihr Angebot nur äußerst selten in Anspruch nimmt. Dieses Bild ist im Schwinden. Aus »Nutzer-sicht« entspricht die Kirchensteuer heute eher einem Abo-Modell, für das man lebenslang zahlen muss, um im Lauf des Lebens ein paar Leistungen in Anspruch nehmen zu können.

Im Winter 2021 erschien auf dem Streaming-Portal Disney Plus die Dokumentation »Get Back« über die Arbeit der Beatles im Studio an ihrem Album »Let It Be« und das berühmte »Rooftop Concert«. Als eingefleischter Beatles-Fan musste ich diese achtstündige Doku natürlich sehen. Also löste ich ein Monatsabo für den Kanal und schaute den Beatles acht Stunden lang beim Komponieren, Musizieren, Blödeln und Streiten zu. Danach kündigte ich das Abonnement umgehend. Natürlich hätte ich mir noch Tausende anderer Filme anschauen können, etwa sämtliche Episoden von »Star Wars« und jede Menge Marvel-Actionfilme. Aber wollte ich das? Mich interessierte einzig und allein diese Dokumentation. Und ich hätte mich ganz schön geärgert, wenn ich allein für diese Doku, sagen wir mal, ein ganzes Jahr Disney Plus hätte abonnieren müssen – geschweige denn lebenslänglich! Ich hätte wohl seufzend und zähneknirschend darauf verzichtet, mit den Beatles im Studio zu sitzen.

Ähnlich ticken zunehmend mehr Menschen im Blick auf das Abo-Modell Kirchensteuer. Den stimmungsvollen Weihnachtsgot-

tesdienst kann ich ja auch erleben, ohne Mitglied zu sein. Und für die Rituale an den Wendepunkten des Lebens werden zunehmend Alternativen angeboten, von freien Rednerinnen und Ritualgestaltern. Wozu also noch jeden Monat einer Institution ziemlich viel Geld überlassen, von der ich nichts mitbekomme außer Skandalmeldungen in den Nachrichten? Und damit auch noch Dinge finanzieren, die ich für überflüssig halte – je nach Geschmack könnte man Religionsunterricht oder Militärseelsorge nennen, die Pflege von Orgeln und Messgewändern, vielleicht auch »zu viel« Flüchtlings- oder Umweltarbeit oder aber ausufernde Bürokratie in aufwändigen Landeskirchenämtern. Wer keinen Sinn in diesen Aktivitäten und Institutionen erkennt, sieht bald auch keinen Grund mehr, sich ein paar hundert Euro jährlich dafür abbuchen zu lassen. Und wenn es gar nicht anders geht, trete ich eben vor der Trauung in die Kirche ein und gleich anschließend wieder aus.

In der postmodernen Gesellschaft, vor allem in den jungen Generationen Y und Z, steht langfristige Bindung nicht mehr hoch im Kurs. Arbeitsverhältnisse, Wohnorte, Mobilfunkverträge oder Mitgliedschaften im Fitnessstudio werden häufig gewechselt. Die lebenslange Bindung an eine bestimmte Organisation ergibt für junge – und nicht nur junge – Menschen keinen Sinn mehr (mehr dazu in Kapitel 7).

Dies alles zusammengenommen erhärtet die Diagnose, dass die Kirche in Deutschland in ihrer bisherigen Form an ein Ende gelangt. Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob diese Perspektive den Verantwortlichen in den Großkirchen bewusst ist. Immer noch scheinen viele von ihnen daran zu glauben, dass sich die Krise mit herkömmlichen Mitteln bewältigen lässt. Die Lösung wird in der Subtraktion gesucht: hier eine Stelle streichen, dort eine Einrichtung schließen und da zwei oder drei Gemeinden oder Kirchenkreise zusammenlegen, um so ein paar Hunderttausend Euro im Jahr einzusparen.

So lässt sich der gegenwärtige Betrieb auf Dauer aber nicht aufrechterhalten, die wenigen verbleibenden Hauptamtlichen werden reihenweise in den Burnout stürzen, wenn die Strukturen nicht grundlegend transformiert werden. Ausgebrannte Hauptamtliche und ein stark ausgedünnter Service lassen auch die Menschen im Regen stehen, die bisher treu zur Kirche gehalten haben.

Niedergang und Chance

Das alles hört sich möglicherweise sehr bedrohlich an. Und ja, für die bestehenden kirchlichen Strukturen wird es ungemütlich werden. Nicht nur die Zahl der Mitglieder, nicht nur die Kirchensteuereinnahmen, nicht nur die Menge der Ehrenamtlichen gehen zurück, auch die Planstellen für Pfarrerrinnen und Pastoren werden sich um die Hälfte reduzieren. Trotzdem werden nicht Massen von arbeitslosen Theologen ihr Bürgergeld beantragen müssen. Denn die Zahl der jungen Menschen, die heute Theologie studieren, reicht nicht einmal aus, um die verbleibenden 50 Prozent der Stellen zu besetzen. Die Kirche, wie wir sie heute kennen, ist am Ende, so oder so.

Und das ist keine Katastrophe. Es ist sogar ein Grund zur Hoffnung.

Es ist ja nicht so, dass sich nur zwischen Kirchenmauern Christen fänden. Im Gegenteil, auch wenn es unwahrscheinlich klingt: Die spannendsten Aufbrüche und Neuansätze in der weiten christlichen Landschaft kommen oft ohne Kirchensteuermittel aus. Die interessantesten Pflänzchen wachsen irgendwo außerhalb der Mauern des Gartens Kirche und bekommen nichts ab aus der Gießkanne der kirchlichen Finanzen. Sie brauchen das auch nicht. Oft

verstehen sie sich selbst nicht einmal als Kirche, und doch sind es nach meiner Überzeugung gerade diese Bewegungen, Initiativen oder unorganisierten Zusammenschlüsse, die einen Ausweg aus der Krise weisen, in der die Christenheit hierzulande steckt.

Karsamstag der Kirche

»Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein. Wenn es aber stirbt, bringt es viel Frucht«, sagt der Herr der Kirche (Johannes 12,24). Wir könnten diesen Satz ja probeweise auf die Kirche anwenden. Dazu müssen wir uns erst einmal auf den Gedanken einlassen, die Kirche könnte tatsächlich sterben. Damit befinden wir uns im Gedankenspiel in der Situation des Karsamstags. Die Jüngerinnen und Jünger Jesu hatten keine Ahnung, was nun geschehen würde, nachdem ihr Meister und Freund tot war. Vor allem hatten sie keinerlei Hoffnung. Und dann wurden sie vom Osterereignis überrumpelt, völlig überraschend.

Wenn eine Raupe ans Ende ihres Raupenlebens gekommen ist, spinnt sie sich in einen Kokon ein. Wir wissen natürlich: Sie wird zum Schmetterling. Nun ist es jedoch nicht so, dass der Raupe einfach Beine und Flügel wachsen, und schon ist sie verwandelt. Vielmehr löst sich ihre Gestalt im Kokon völlig auf und setzt sich ganz neu zusammen. Auch wenn der Rumpf des Schmetterlings Ähnlichkeit mit dem der Raupe aufweist, führt kein direkter Weg vom Kriech- zum Flatterwesen.

Ähnlich sehe ich den Vorgang, wenn die Kirche stirbt. Vielleicht verpuppt sie sich – doch was im Inneren der Puppe vorgeht, lässt sich nicht im Voraus planen. Die Gestalt löst sich auf, etwas völlig Neues, bislang vielleicht sogar Unvorstellbares wächst heran.

Alternativen

Trotzdem gibt es schon Ansätze des Neuen, erkennbare Anfänge eines Christentums von morgen. Darum geht es in diesem Buch. In diesem Kapitel bewege ich zunächst die Frage: Wie können sich Christen organisieren, wenn das System Kirchensteuer wegfällt und die Institution, die von der Kirchensteuer gelebt hat, stirbt? Die Antwort liegt auf der Hand: Die meisten Kirchen weltweit und auch die Freikirchen hierzulande leben ohne Kirchensteuer, und manche leben sehr gut. Vielleicht sogar besser als mit dem verkrusteten Steuersystem, von dem ich behaupte, dass es Transformation und Neuanfang eher verhindert.

Ich mache die Beobachtung, dass in (manchen) Freikirchen oder freikirchlichen Gemeinden viel modernere Formen gepflegt werden. Natürlich gibt es auch sehr konservative und regelrecht verkrustete Freikirchen. Aber wenn es irgendwo einen Kirchenraum gibt, in dem eine moderne Soundanlage und vielleicht sogar professionelles Bühnenlicht installiert sind und teilweise mehrere Bands die Gottesdienste musikalisch gestalten, dann ist das eine Freikirche, oft auch eine Neugründung. Als einzige Ausnahme können die etablierten Großkirchen vereinzelte Jugendkirchen vorweisen, die ähnlich ausgestattet sind. Das sind nur scheinbar Äußerlichkeiten. Es ist ein Hinweis auf eine innere Einstellung, eine einladende Haltung, von der sich so manche volksskirchliche Gemeinde eine gute Scheibe abschneiden könnte.

Selbst auf theologischem Gebiet scheint mir bei freikirchlichen Pastorinnen und Pastoren nicht selten mehr an moderner, postmoderner oder integraler Einstellung vorhanden zu sein als bei den meisten volksskirchlichen Kolleginnen und Kollegen. In den integral-christlichen Kreisen, soweit ich sie überblicke, sind beispielsweise Baptisten zu einem deutlich höheren Prozentsatz vertreten,

als dem prozentualen Anteil von Baptisten an der Bevölkerung entspräche. Ich versuche, mir das so zu erklären, dass Freikirchen sich selbst finanzieren müssen, durch Beiträge und Spenden wie den »Zehnten«. Das Prinzip einer leistungsorientierten Vergütung liegt ihnen dadurch wesentlich näher als den abgesicherten Volkskirchen. Sie müssen sich mehr nach der Decke strecken und das heißt: mehr nach den tatsächlichen Wünschen und Bedürfnissen der Menschen fragen, die sie bezahlen. Da können dann auch leichter mal alte Zöpfe abgeschnitten werden.

Natürlich hat auch dieses System seine Schattenseiten. Finanzstarke Mitglieder, die große Beiträge zahlen, können inhaltlich Einfluss nehmen. Sie können ihre Spenden zurückhalten, wenn die Pastorin oder der Pastor etwas sagt oder tut, was ihnen missfällt. Dann gibt es mehrere Möglichkeiten: Der Pastor, die Pastorin fügt sich und ändert seine oder ihre Haltung, um die Finanzierung der Gemeinde (und das eigene Einkommen) nicht zu gefährden. Oder die Mehrheit der Gemeinde ermutigt und bestärkt ihre theologische Leitung in ihrer Haltung, dann muss die Finanzierung anders sichergestellt werden. Die dritte Möglichkeit: Der Pastor, die Pastorin verlässt die Gemeinde, manchmal gründet er oder sie mit einigen Mitgliedern, die mit ihnen austreten, eine neue Gemeinde. Gerade in den USA ist auf diese Weise eine Unzahl von Kirchen und Gemeinden entstanden, die teilweise sehr selbstständig und (finanziell wie religiös) autark sind.

In der transformierten Christenheit von morgen spielt dieses Problem allerdings keine große Rolle, weil es in ihr keine verbeamteten, fest angestellten Pfarrpersonen gibt (siehe nächstes Kapitel). Wer nicht aus dem Gemeindehaushalt finanziert wird, ist auch finanziell nicht erpressbar.

Es geht ja auch gar nicht darum, einfach die Freikirchen zu kopieren. Es geht darum, neue Formen für die alten Inhalte zu finden,

neue Schläuche für den alten Wein, nachdem die alten Schläuche mürbe und rissig geworden sind. Experimente sind angesagt, und sie werden gewagt. Schon jetzt lässt sich ein buntes Sammelsurium von Bottom-up-Initiativen beobachten, Zusammenschlüsse von Menschen, bewegt von einem gemeinsamen Ziel oder einer geteilten Vision. Sie werden nicht »von oben« eingesetzt, per Synodenbeschluss oder auf Initiative der Diözese, sondern sie wachsen »von unten«. Statt der Großinstitution gibt es zunehmend kleine, unabhängige, unterschiedliche, teils miteinander vernetzte, teils ganz unabhängig agierende Zellen (siehe Kapitel 5). Die meisten dieser Zellen haben mit einer gängigen Ortskirchengemeinde nicht mehr viel Ähnlichkeit, weder in Bezug auf die Mitgliederstruktur noch auf das Profil ihrer Aktivitäten. Ortsfeste »Gemeinden« werden eher die Minderheit sein.

Ein Traum von Auferstehung

Trotzdem wird es auch mehr oder weniger stabile Zellen vor Ort geben, schon existierende Beispiele sind etwa die Polylux-Initiative in Neubrandenburg¹⁰ oder das Pixel-Sozialwerk in Erfurt¹¹. Daneben möchte ich einen Traum stellen, wie eine solche Zelle aussehen könnte; ich habe ihn schon am Schluss meines Buches »Von der Anmut der Welt« skizziert. Es handelt sich um einen Traum, eine Vision, vielleicht aber sogar um ein Modell, wie ein auferstandenes Christentum (auch) aussehen könnte.

Ich stelle mir vor: Eine Gruppe von Menschen, die als Christen leben wollen, betreibt eine Einrichtung, die aus drei Teilen besteht. Das Zentrum ist ein offenes Ladencafé, im besten Fall so etwas wie ein Quartierswohnzimmer. Es wird professionell betrieben, das heißt, es